

Herwig Duschek, 9. 6. 2013

www.gralsmacht.com

1204. Artikel zu den Zeitereignissen

Zur Geistesgeschichte der Musik (24)

(Ich schließe an Artikel 1204 an.)

Kurt Pahlen schreibt über die Anfänge der Mehrstimmigkeit:¹

Woher kommt sie „plötzlich“, diese Polyphonie oder Mehrstimmigkeit? In jeder Betrachtung der abendländischen Musikgeschichte nimmt der rätselhafte Beginn der Polyphonie, das Erwachen der Mehrstimmigkeit einen gewichtigen Raum ein. Es wird kein Zweifel daran gelassen, daß hier – grob geschätzt um das Jahr 1000 – etwas gänzlich Neues in das Hörerlebnis des europäischen Menschen tritt. Aber es wird kaum je irgendwo der Versuch gemacht, diesen Umsturz zu erklären, seine Ursachen und Beweggründe offenzulegen. Wir wollen es versuchen – selbst auf die Gefahr des Scheiterns hin.

Georgischer Frauentanz - Georgian Womens Dance

folkdance13 Abonnieren



2

Georgian Dance Lezgi from Tbilisi

AylinMehran Abonnieren



3

Welcher Reichtum liegt in der (oft einstimmigen) Volksmusik und natürlich (– wie hier in den georgischen –) in den traditionellen Volkstänzen weltweit!⁴

¹ *Die großen Epochen der abendländischen Musik*, S. 52-57, Südwest 1991.

² <http://www.youtube.com/watch?v=J5KlaYZZVwY>

³ <http://www.youtube.com/watch?v=CwfFmKIN8jw&NR=1&feature=endscreen&list=PLEC85C6CE66C6EF35>

⁴ Zu (u.a.) den Völkern sagte Rudolf Steiner: *Der Mensch kann in ein Volk hineingeboren werden, indem er zu seinem Volksgeist ein Verhältnis hat durch Zwang, oder ein solches durch innere Liebe. Derjenige, der in solche Dinge hineinzuschauen vermag, erlebt als ein hervorstechend charakteristisches Zeichen unserer Zeit, daß es heute eine große Anzahl von Menschen gibt, die kein hinreichend liebevolles Verhältnis zum Volksgeist haben. Was ich hiermit angedeutet habe, ist die Ursache für das, was die Völker durcheinanderbringt. Der Streit, der heute unter den Völkern herrscht, rührt davon her, daß viele Menschen geboren sind, die wenig Liebe zum Volksgeist entwickelt haben und daher heute in einem Zwangsverhältnis zum Volksgeist stehen. Denn das, was uns als Liebe zu einem Volksgeist geführt hat, kann eigentlich niemals zu einem Konflikte mit andern Völkern führen. Deshalb müssen wir heute alles tun was nur möglich ist, um den Menschen wieder zu einem liebevollen Verhältnis zu den Volksgeistern zu verhelfen. Das ist eine dringende Notwendigkeit (... die sich nach dem „Crash“ einstellen wird). (GA 210, 1. 2. 1922, S. 244/245, Ausgabe 2001) Und: Daß der Mensch also wirklich entgegenwächst neuen inneren Erfahrungen, spirituellen Erlebnissen ganz neuer Art, das ist das, was auf dem Boden der Geisteswissenschaft begriffen werden muß. Denn, natürlich muß das, was der Mensch erfahren soll, vorbereitet werden. So gehen wir also neuen Erlebnissen der Menschenseele entgegen. Das ist das eine, was zur Geisteswissenschaft notwendig ist. Das zweite ist, daß diese neuen Erlebnisse solche sind, die Frieden und*

Im ersten Jahrtausend nach Christi Geburt wurde einstimmig musiziert. Einstimmig war die aus dem Orient übernommene Musik, selbst zur Zeit ihrer höchsten Blüte scheinen Griechenland und Ägypten, Persien und der ferne Osten nie anders als „homophon“, einstimmig musiziert zu haben. Walter Wiora (1906-1997), einer der besten Kenner weltweiter Volksmusik, erwähnt trotzdem (in seinem Buch „Die vier Weltalter der Musik“ von 1961) die Tatsache, daß neben der Polyphonie zumindest ähnliche Bildungen in der Musik einzelner Völkerstämme hie und da aufgetaucht seien. Er spricht von „Stimmgewirr“, „Stimmgedränge“, von Melodien, die nach längerem einstimmigen Singen zu Seitenbewegungen auseinandertreten und sogar Gegenbewegungen ausführen, bevor sie wieder in strengen Einklang zurückfließen.

Er zitiert Quarten- und Quintenparallelen (die trotz ihres sozusagen automatischen Ablaufs, der unserer Idee der freien Mehrstimmigkeit widerspricht, doch irgendwie als Polyphonie gelten müssen), die von den Indios der Amazonas-Urwälder gesungen werden, bringt aus Afrika, aus der Südsee, aus Bali, Algerien und dem Kaukasus seltsame Beispiele von „nebeneinander erklingenden“ Tonfolgen, die man vielleicht mehrstimmig, sicher jedoch „heterophon“ nennen kann. Nun gibt es aber für dieses griechische Wort keine genaue Definition. Als heterophon – wörtlich etwa: verschieden klingend – muß man es bezeichnen, wenn zwei Menschen die gleiche Melodie anstimmen, sie aber nicht genau im Kopf haben, so daß Abweichungen entstehen. Der große Musikgelehrte Curt Sachs meint, die Heterophonie erinnere an den zwanglosen Gang von Leuten, die in der gleichen Richtung schreiten ohne sich, wie marschierende Soldaten, um völligen Gleichschritt zu bemühen.

So weit man gesucht und geforscht hat, nichts wurde gefunden, was auf eine frühere Existenz von mehrstimmiger Musik auf unserer Erde schließen ließe. Trotzdem raten wir zur Vorsicht: Natürlich kann es in einer früheren Menschheitsepoche manches gegeben haben, von dem wir heute, in begreiflichem, wenn auch unentschuldigem Überlegenheitsgefühl annehmen, das Abendland sei sein Schöpfer. Europa musizierte tausend Jahre lang einstimmig. Aus der Tradition, die wir erwähnten, aber vor allem wohl, weil seine Gesellschaftsstruktur anderes nicht verlangte oder vertrug. Die Kirchenmusik, der Gregorianische Gesang⁵, durfte nicht anders als einstimmig ablaufen, um auch so die Gleichheit aller vor Gott sinnfällig zu zeigen. Dem Singen des Troubadours war Mehrstimmigkeit aus dem ungeheuer einfachen Grund fremd, weil es sich um eine völlig individuelle, individualistische Kunst handelte.

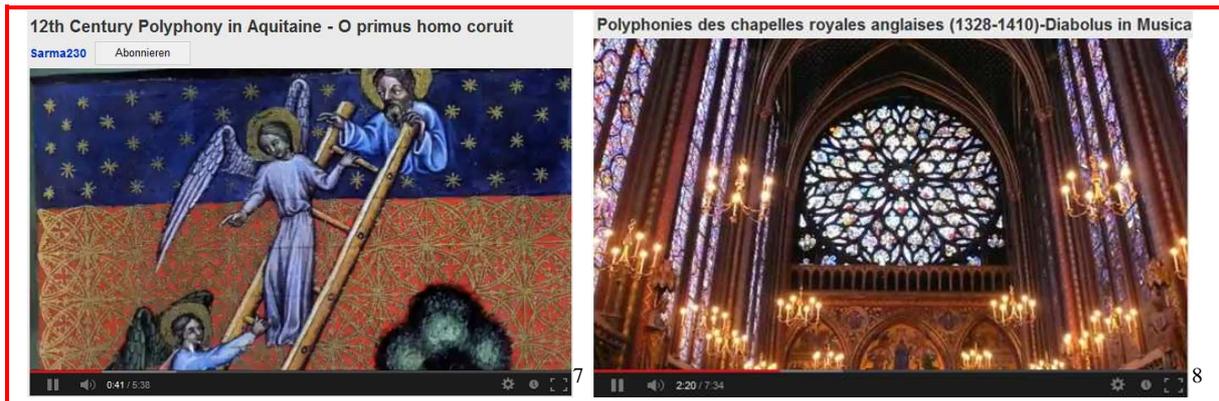
Allenfalls könnte vielleicht die „Begleitung“, die zumeist der Spielmann auf seinem Instrument dazu vollführte, Ansatzpunkte zur Heterophonie, ja zur Polyphonie enthalten

Eintracht und Harmonie über die Erde hin unter die Menschen bringen werden. Und sie bringen sie wirklich! Deshalb ist so überwältigend großartig ein Verstehen des Volksgeistes in einem ganz anderen Winkel. Man versteht, was der Volksgeist gedichtet hat, wenn man es durch Geisteswissenschaft beleuchtet. Man muß nur den Willen haben, auf das einzugehen, was aus diesem Volksgeiste heraus entspringt, und nichts hineinbringen. Das muß die andere Seite, die Gesinnungsseite einer spirituellen Weltanschauung sein. Fassen wir sie ganz ernsthaft ins Auge. Wie steht sie da? Man hat gestritten, hat mehr als gestritten, hat blutig gekämpft in den aufeinanderfolgenden Zeiten um einzelne religiöse Meinungen. Versteht man den Grundnerv der Geisteswissenschaft, dann wird man in Zukunft über einzelne religiöse Meinungen nicht mehr kämpfen. Was man ins Auge fassen wird, werden die Tatsachen sein, die spirituellen Tatsachen, und man wird über die einzelnen religiösen Probleme so Meinungsverschiedenheiten haben, wie man sonst auch Meinungsverschiedenheiten hat, aber nicht so, wie es zu blutigen Kämpfen geführt hat. Denn man wird erkennen, daß die großen Volksoffenbarungen, wo sie auftreten, zurückführen auf gewisse wichtige Erkenntnisse. Man wird auf den Grund dieser Erkenntnisse kommen; man wird verstehen, daß Wahrheiten in den verschiedenen Religionen enthalten sind. (GA 133, 23. 4. 1912, S. 76/77, Ausgabe 1989)

⁵ Siehe Artikel 1184 (S. 3-5), 1192 (S. 2-6), 1193 (S. 2-6), 1194 (S. 4) und 1197 (S. 3/4)

haben. Aber diese Idee – wenn sie existierte – war noch zu schwach, zu unbedeutend, um Beachtung zu finden, um Ausgangspunkt eines neuen Gedankens zu werden.

Wir besitzen keine gültigen Zeugnisse aus den Musikkulturen, die der abendländischen Epoche vorausgingen. So viel auch von Musik in außereuropäischen, vorchristlichen Schriften die Rede ist, den Klang selbst kann uns keine vermitteln; nichts holt das einmal Verklungene zurück.⁶ Schon bei Plato (in den „Nomoi“, VII, 812 D) lesen wir, seine griechischen Landsleute hätten „Abweichungen von der strengen Einstimmigkeit“ gekannt, aber es ist nahezu sicher, daß es sich hier um Heterophonie, nicht aber um „echte“ Polyphonie gehandelt habe.



Mehrstimmigkeit entsteht nicht, wenn zwei oder hundert Personen gleichzeitig dasselbe singen oder spielen; nicht um die Zahl der Ausführenden handelt es sich, sondern nur um das, was sie gleichzeitig singen oder spielen. Schon aus dem Gesang zweier Menschen, die die gleiche Melodie nicht gleichzeitig, sondern mit kleinem Zeitabstand singen, kann Polyphonie entstehen. Das ist der Fall in der einfachsten Form der Mehrstimmigkeit, dem Kanon, der heute zum Element der musikalischen Früherziehung geworden ist, seinerzeit aber, vor vielen hundert Jahren, ein wichtiger Baustein der Mehrstimmigkeit war. Dieser waren in ihrem gewaltigen Aufstieg während langer Zeit kaum Grenzen gesetzt.

Dem zweistimmigen Gesang der ersten Epoche folgte die Drei-, die Vierstimmigkeit (s.o., s.u.). Damit waren die Grenzen des menschlichen Hörens wohl erreicht, wenn nicht sogar überschritten. Wer vermag drei oder vier verschiedene Melodien gleichzeitig beim Hören zu verfolgen? Es bedarf selbst heute, nach bald tausend Jahren Polyphonie, eines ausnehmend guten Gehörs dazu. Trotzdem schritt die Musik weiter. Unter klarer Mißachtung der „Durchhörbarkeit“ eines Werkes, also um rein klanglicher Genugtuung willen, schrieb sie fünf-, sechs-, neun-, sechzehnstimmig. Aus dem Salzburger Dom wurde eine Messe zu 48 Stimmen bekannt ...

Zur Erklärung der „echten“ Polyphonie muß aber noch ein wesentlicher Faktor erwähnt werden. In der deutschen Volksmusik etwa – aber auch in der anderer Länder – ist der

⁶ Wenn der Mensch in die Lage kommen wird, in der Akasha-Chronik zu „lesen“, dann wird, so denke ich, auch dies möglich sein: Wer sich die Fähigkeit errungen hat, in der geistigen Welt wahrzunehmen, der erkennt da die verflochtenen Vorgänge in ihrem ewigen Charakter. Sie stehen vor ihm nicht wie die toten Zeugnisse der Geschichte, sondern in vollem Leben. Es spielt sich vor ihm in einer gewissen Weise ab, was geschehen ist. – Die in das Lesen solcher lebenden Schrift eingeweiht sind, können in eine weit fernere Vergangenheit zurückblicken als in diejenige, welche die äußere Geschichte darstellt; und sie können auch – aus unmittelbarer geistiger Wahrnehmung – die Dinge, von denen die Geschichte berichtet, in einer weit zuverlässigeren Weise schildern, als es dieser möglich ist. (Rudolf Steiner, GA 11, S. 22/23, Ausgabe 1986)

⁷ <http://www.youtube.com/watch?v=PbRivbCWool>

⁸ <http://www.youtube.com/watch?feature=endscreen&v=1aFEgOMMkYE&NR=1>

zweistimmige Gesang etwas völlig Natürliches: Die tieferen Stimme begleitet die höhere⁹ im Abstand der bestklingenden Intervalle, der Terz oder der Sext. Nun ist es aber sehr fraglich, ob so strikte Parallelbewegungen der Stimmen tatsächlich als polyphone, als vielstimmige Bildungen anzusehen sind. Denn die beiden so geführten Stimmen wachsen zur Einheit zusammen, vermischen sich im Gehör zu einer einzigen Melodie: Zur echten Polyphonie – das griechische Wort bedeutet nichts anderes als „viele Stimmen“, wobei „Stimme“ auch Weise, Melodie bezeichnet. Polyphonie gibt es also auch in der instrumentalen Musik, in jeder Art von Musik.

In einem Streichquartett ist der Hörer ebenso angehalten, den Ablauf verschiedener Melodien im Gehör gleichzeitig zu entwirren und wieder zur Einheit zusammenzufassen, wie bei einem Gesangsquartett. Die Polyphonie begann recht einfach. Eine Stimme verblieb auf dem Anfangston, während die andere ihrer Melodie folgte. Oder beide bewegten sich in gleicher Richtung, aber in paralleler Form. Dabei wurden in der frühesten Zeit parallele Quinten oder Quartan bevorzugt, die nach den mathematischen Grundlagen der Musik beste Zusammenklänge ergeben, aber dem Gehör der letzten Jahrhunderte zu harten Dissonanzen geworden sind.



Die Mehrstimmigkeit ist also ein neues Kompositionsprinzip gewesen. Anstatt eine einzige, möglichst ausdrucksvolle Melodie zu erfinden und zu singen, bemüht sich der Komponist der Polyphonie, zur Melodie eine „Gegenstimme“ zu formen. Sie erhält den Namen Kontrapunkt, vom lateinischen „punctus contra punctum“: Man setzte jedem „Punkt“, jedem Ton der Melodie einen Punkt in der Gegenstimme entgegen. Zu den Lehrfächern höherer musikalischer Anstalten zählt heute das Studium des Kontrapunkts. Es setzt voraus, daß der polyphone Musiker in erster Linie „horizontal“ zu hören lernen muß. Was bedeutet das? Zwei Melodielinien, die zu Papier gebracht werden, bewegen sich natürlich – wie jede Schrift des Abendlandes – horizontal von links nach rechts. Es geht darum, mit dem Gehör Melodielinien zu folgen, nicht Einzeltönen.

Erst Jahrhunderte später lernt das Abendland „vertikal“ zu hören: den Zusammenklang mehrerer Töne zu erfassen, die sogenannte Harmonie. Und in der Musikgeschichte wird es interessant sein zu erkennen, welches Zeitalter eher der Mehrstimmigkeit, dem Kontrapunkt zuneigte (Gotik und Barock!) und welches der Harmonie (Klassik und Romantik!). Mehrstimmigkeit setzt ein neues Hören voraus. Das neue Hören setzt ein neues Denken und Fühlen voraus, ein neues Lebensgefühl. Wo liegt der tiefste Grund zu einer so einschneidenden Veränderung?

⁹ Vgl. Gregorianischer Gesang (Artikel 1184 [S. 4, re] und 1192 [S. 5])

¹⁰ <http://www.youtube.com/watch?feature=endscreen&v=jNV-RljCMtc&NR=1>

¹¹ http://www.youtube.com/watch?v=2L0qKPF_Nc8

Ein so entscheidender Wandel ist keine Zufallserscheinung. In den Gesellschaftsstrukturen des Abendlandes müssen wesentliche Verschiebungen vorgegangen sein. Während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung besteht die kulturtragende Schicht Europas aus einem einzigen massiven Block: der Kirche. Ihre Arbeit wird zwar immer wieder gestört, bedroht, an vielen Punkten vernichtet durch die kaum je aussetzenden Kämpfe nach Invasionen aus vielen Richtungen, durch Völkerwanderungen und Bedrohungen im Zeichen mannigfacher Religionen und Glaubensbekenntnisse.

Aber selbst die immer wieder auftretenden Zersplitterungen in den eigenen Reihen zerschlugen den Glauben nicht. Das Christentum, als große Einheit genommen, überlebte. Dieser monolithische Glauben drückte sich in der absoluten Einstimmigkeit seiner Musik aus. Den trotz seiner Vielfalt stets unbedingt einstimmigen Gesang des Glaubens konnten dogmatische Unterschiede nicht antasten: Es gab einen einzigen Gott, der seinen einzigen Sohn auf die Welt geschickt und mit dem einzigen Heiligen Geist die Welt erlöst hatte. Die in inbrünstigem, keinem spaltenden Gedanken offenen Glauben angestimmten Gesänge waren der Ausdruck des Ewigen, des Lebens ohne Tod. Anders als einstimmig, monolithisch, weltabgewandt und himmelgerichtet können wir sie uns nicht vorstellen.

Gegen Ende des ersten Jahrtausends aber macht der unbedeutende, nur auf Gott ausgerichtete Mensch eine bedeutende Entdeckung: die Welt. Sie rüttelt keineswegs an seinem Gottesglauben. Im Gegenteil: ist nicht die ganze Welt Gottes Werk? Also auch ihre Schönheit, ihr Frühling, ihr Grün in Wald und Feld, ihre singenden Bäche und Vögel, ihre Wolken und Winde, die sich um sie als Mittelpunkt drehenden Gestirne? Aus den festungsartigen Kapellen der frühen Zeit wachsen nun immer größere, stolzere Kirchen. Prächtig müssen sie sein, denn wie anders könnte der Mensch einem Gott danken, der die Welt so prächtig geschaffen und eingerichtet hat? Die Mönche waren alle gleich vor Ihm, auf gleiche Weise dienten sie Ihm, sangen Sein Lob. Die Menschen der sich entwickelnden Städte unterschieden sich von Anfang an, denn jeder erbrachte andere Leistungen, um Ihm zu huldigen ...

(Fortsetzung folgt.)